

Die Rassler und ihr Umfeld

Eine Epoche in der Geschichte der Pforzheimer Schmuckindustrie

Eduard Vinaricky

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts, besonders aber in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts konnten die Schmuckhersteller die benötigten Arbeitskräfte nicht mehr allein aus der Bevölkerung der Stadt Pforzheim rekrutieren. Um das gestiegene Arbeitsvolumen zu bewältigen, waren die Unternehmen auf Arbeiter aus den umliegenden Gemeinden angewiesen. Diese Bijouterie-Arbeiter pendelten in einem teilweise mehrstündigen Fußmarsch morgens zur Arbeitsstätte und nach einem 11-stündigen Arbeitstag abends wieder in ihren Heimatort zurück. Sie prägten durch ihr Erscheinen das Stadtbild und verhalfen durch ihre Arbeit der Pforzheimer Schmuckindustrie zu ihrem Weltruhm.

Die Rassler-Bewegung

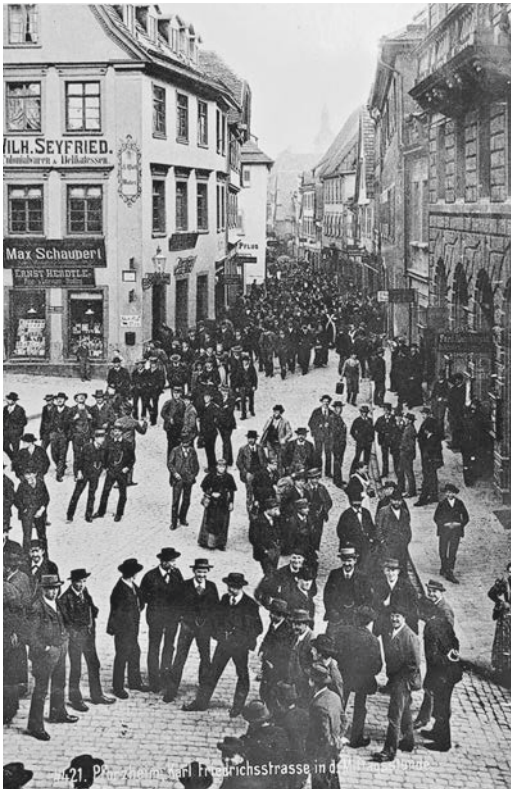
Die Bijouterie-Arbeiter, die täglich aus dem Pforzheimer Umland zur Arbeit in die Schmuckbetrieben kamen, trugen mit Eisennägeln beschlagene Schuhe und hinterließen mit ihrer hastigen Gangart auf dem Kopfsteinpflaster der Stadt ein rasselndes Geräusch. Man nannte sie daher im Pforzheimer Sprachgebrauch »Rassler«^{1,2}. Der Nagelbeschlag diente dazu, das Schuhwerk strapazierfähiger zu machen und so eine häufige Neubesohlung zu vermeiden.

In den Zwischenkriegsjahren stammte etwa die Hälfte der Arbeiterschaft aus den umliegenden Gemeinden. Bei ihrem Marsch zur Arbeitsstätte hatten die Pendler Entfernungen zurückzulegen, die für eine einfache Strecke oft mehrere Stunden beanspruchte.³ Für weiter entlegene Orte, beispielsweise in den Flusstälern der Enz und der Nagold gab es Eisenbahnverbindungen. Um die Haltestellen zu erreichen, war häufig auch ein Zeitaufwand von ca. einer Stunde nötig. Von manchen Orten aus konnte man den Postbus benutzen, der allerdings recht

teuer war und nur ein begrenztes Platzangebot anbieten konnte.⁴ In solchen Fällen, in denen die Wegstrecke zum Arbeitsplatz und somit der Zeitaufwand zu groß war, übernachteten die Arbeiter in bescheidenen Behausungen im Stadtgebiet. Der weite Weg hin zur Arbeitsstätte wurde am Montag früh und die Rückkehr in den Heimatort am Samstagnachmittag angetreten.⁵

Im Zug der Pendler waren auch Frauen geduldet, die beim eintönigen Marschieren die Zeit beispielsweise auch für das Stricken nutzten. Lehrlinge (Auszubildende), auch »Stifte« genannt, durften sich nicht in die Gruppe der Pendler einordnen. Das Hierarchieempfinden und das Selbstbewusstsein der Bijouterie-Arbeiter ließen dies nicht zu. Sie bestanden auf einer räumlichen Distanz zu den jüngeren Lehrlingen. Diese folgten dann in einem achtungsgebietenden Abstand hinter der Pendlergruppe.

Die Rassler sind im Bewusstsein der Pforzheimer Bürger fest verankert. Das Echo, das sie durch ihr Erscheinen auslösten, spiegelt sich im nachfolgenden Gedicht wieder, das 1938 von Wilhelm Hagenmeyer verfasst wurde.⁶



Bijouterie-Arbeiter (1905) während der Mittagspause im Stadtzentrum (S1-8-W-29-R-63, G. Kraft, Stadtarchiv Pforzheim)

Die Rassler

*In dem Wald die Winde pfeifen,
Graue Regentropfen streifen
Durch das dunkle Tannengrün.
Alle Straßen liegen finster,
Selbst der gelbe Besenginster
Ist am Wege nicht zu sehn.
Nirgends Menschen in der Runde.
Zu der sechsten Morgenstunde
Stumm die Uhrenzeiger gehen.
Doch nun knistert es am Wege.
Oben, hinter Engelsbrand.
Auch im Würmtal, an dem Stege.
Kommt jetzt einer angerannt.
Und dann sind es plötzlich viele
Raßler, die in dunkler Nacht*

*Sich zu ihrem Arbeitsziele
Nach der Goldstadt aufgemacht.
Hörst Du ihre kleinen Kannen
Mit der Suppe für das Mahl
Klappern durch die hohen Tannen?
Siehst du, wie von Bärental
Und von Wurmberg durch die Straßen
Klingeling ... die Räder rasen?
Hurtig, hurtig nach der Stadt,
Wo der Goldschmied Arbeit hat.
Selbst die liebe Einsenbahn
Schließt sich diesem Eifer an.
Sie befördert mit Vergnügen
Tausende in ihren Zügen
Früh am Morgen in die Stadt.
Auch wer gute Gaben hat
Kann es beinah' nicht beschreiben,
Welch ein Leben und ein Treiben
Hier sich in den Straßen tummelt,
Schiebend, drängt und drückt und brum-
melt.*

*Wie in einem Bienenhaus
Sieht es nun im Stadtbild aus.
Frauen trippeln durch die Gassen,
Männer rasseln durch die Stadt,
Welche all die Menschenmassen
Täglich zu erwarten hat.
Kapo, Schmotz und Polisseuse,
Fasser, Presser und Regleure,
Goldschmied, Stift, Gehäusedrucker,
Rahmenmacher für die Zwicker,
Bürofräulein, Fabrikant
Und wie alle sie genannt
Sputen sich vom Morgenbett
Frisch und munter an ihr Brett.*

Das Wesen der Arbeiterschaft

Die Pforzheimer Schmuckindustrie setzte sich zur damaligen Zeit meist aus einer Vielzahl kleiner und kleinster Betriebe zusammen.

Diese waren bestrebt, durch einen hohen Spezialisierungsgrad sich auf kleine, überschaubare Fertigungsbereiche oder auf die Herstellung von Nischenprodukten zu konzentrieren und dabei ein möglichst umfassendes Know-how zu erreichen. Dadurch war es möglich, gegenüber größeren Betrieben zu bestehen. Auch in großen Unternehmen mit breiter Produktpalette war zunehmend ein Trend zur arbeitsteiligen Produktion im industriellen Maßstab zu erkennen.

Diese Spezialisierung führte auch zur Eingrenzung des traditionellen Berufsbildes eines Goldschmieds, der ursprünglich alle wesentlichen Produktionsschritte bei der Fertigung eines Schmuckstückes selbst ausführte. Der Bijouterie-Arbeiter oder Goldschmied war ein Spezialist auf seinem Fachgebiet. Das hatte Auswirkungen auf seine Mobilität; denn standortbezogene Krisen konnte er kaum durch Umzug in einem anderen Wirtschaftsraum umgehen, da als Schmuckhochburgen nur noch die Städte Hanau und Schwäbisch Gmünd sowie Idar-Oberstein in Frage kamen. Pforzheim stellte unter diesen Schmuckstädten den größten Arbeitsmarkt dar. Die Sesshaftigkeit der Arbeiter, die häufig über einen eigenen Garten und auch Äcker verfügten, zeigte sich auch darin, dass vielfach der Vater und der Großvater den gleichen Beruf ausübten und so gewisse handwerklichen Fertigkeiten und auch Know-how an die Nachkommen vererbt wurden.⁷ Die lückenlose Übertragung von speziellem, in vielen Jahren angehäuften Fachwissen an jüngere Arbeitskollegen erfolgte meist nur zögerlich und in begrenztem Umfang.

Die Vielfalt an Schmuckwaren, die im Laufe der Zeit entstand, führte immer mehr zu einer Aufteilung. Neben dem traditionellen Beruf des Goldschmieds entstanden weitere Berufszweige, wie Graveure, Fas-

ser, Guillocheure, Steinschleifer, Etuimacher, Werkzeugmacher u. a. Für die Herstellung von filigranen Schmuckstücken bedarf es besonderer Fertigkeiten, die nur Spezialisten ausführen konnten. Solche Fachkräfte sind die Säulen des Betriebs und kaum zu ersetzen.

Die Entlohnung war je nach Tätigkeit unterschiedlich, Spitzenlöhne erzielten dabei die Graveure. Bei genügsamem Lebenswandel konnte ein Teil des Lohnes gespart werden. Die im Laufe der Jahre angehäuften Ersparnisse reichten mitunter für den Bau eines Häuschens. Diesen Besitz in seiner spärlichen Freizeit zu erhalten und zu pflegen, war nur morgens vor dem Marsch zur Arbeitsstätte oder an den Wochenenden möglich.

Die besondere Eigenart des land- und hausbesitzenden, zur Arbeitsstätte pendelnden Bijouterie-Arbeiters – man nannte ihn daher auch »Goldschmiedsbäuerle«⁸ – zeigte sich in zweierlei Hinsicht. Einerseits trug der Landbesitz zu seiner Sesshaftigkeit bei, andererseits bescherte er ihm ein bescheidenes Zusatzeinkommen und diente in wirtschaftlichen Krisenzeiten zumindest als Ernährungsgrundlage. Eine wichtige Rolle spielten dabei auch der saisonale Charakter der Schmuckindustrie und die sich daraus ergebende schwankende Beschäftigungslage.

In den 1950er Jahren nahm das Interesse an der Landwirtschaft allmählich ab. Der Goldschmied konzentrierte sich auf seinen Beruf und betrachtete seine Arbeit in der Landwirtschaft fortan eher als Hobby.

Die Polisseusen ■

Eine typische Arbeit für Frauen war das Polieren von Schmuckstücken. Die Polisseuse, ein zu der damaligen Zeit in der Schmuckindustrie zusammen mit der Kettenmacherin tradi-



Polisseusen bei der Arbeit
(S1-19-6-R-8, O. Kropf, Stadtarchiv Pforzheim)

tioneller Frauenberuf, hatte die Aufgabe, die Schmuckstücke vor der Auslieferung zu reinigen und ihnen den typischen Goldglanz zu verleihen. Diese Tätigkeit wurde mit maschinell betriebenen Bürsten ausgeführt. Ein Abzug sorgte dafür, dass die abgeriebenen kostbaren Edelmetallflitter und -stäube aufgefangen und durch Scheidprozesse wieder dem Edelmetallkreislauf zugeführt werden konnten.⁹

Als Polisseusen wurden hauptsächlich ausgebildete Kräfte eingesetzt, die eine mehrjährige Lehrzeit erfolgreich abgeschlossen hatten.¹⁰ Die Dauer der Lehrzeit lässt sich mit ihrer verantwortungsvollen Tätigkeit begründen. Das von ihnen bearbeitete Schmuckstück hatte bereits sämtliche Produktionsschritte durchlaufen und stellte somit einen hohen Arbeitswert dar. Bei einer fehlerhaften Bearbeitung konnte daher ein großer finanzieller Verlust auftreten. Außerdem war das Polieren von Schmuckge-

genständen aus »Doublé«¹¹ aufgrund der häufig sehr dünnen Goldauflage durchaus diffizil und bedurfte einer langjährigen Erfahrung. Der »Doublé«-Schmuck galt wegen seines geringeren Goldanteils als Billigschmuck, den sich breitere Bevölkerungsschichten als eine Art Modeschmuck leisten konnten.¹² In der Zwischenkriegszeit zählte der »Doublé«-Schmuck zur bedeutendsten Warengruppe.¹³ Etwa die Hälfte der Arbeiter war in diesem Produktionszweig beschäftigt.¹⁴ Da die »Doublé«-Halbzeuge in Form von Drähten, Bändern und Blechen sich wie massive Goldlegierungen verarbeiten ließen, eigneten sich diese auch für eine industrielle Massenproduktion.

Das nachfolgende Gedicht, das im Pforzheimer Dialekt verfasst ist, der für manchen wohl nicht ganz verständlich ist, vermag einen Hinweis auf das durchaus vorhandene Selbstbewusstsein der Polisseuse und ihre Rolle im gesellschaftlichen Leben einer Schmuckstadt zu geben.¹⁵

Mei nob'ls Polissösle

*A Polissösle isch mei Schätzle,
a ganz adretts, poussierlichs Deng,
i sag Euch, o des isch a Frätzle,
wenn die m'r pfeift, no haifst's; jetzt
schpreng!*

*Ja, ja sie führt a schtrengs Kommando,
on i muß horche druff uf's Wort,
sie isch sonscht awer ganz scharmando,
i geh ganz gern als mit'r fort.*

*Hm, wenn die siesch em Sonntigskleidle,
e Hitle uff'm Köpfle druff,
on seidne Schtrempf hat's a des Maidle,
on Lackschuh gar mit Schlipfle druff.
Sie kommt daher schtolz wie a Gräfe,
schtreckt's Näsle keck zum G'sichtle naus,
on Löckle hat's fei an de Schläfe,
on's Göschle schpitzt se wie a Maus.
Nei nei, m'r sott des gar net denke,*

*daß des a Polissösle isch,
's tut ihre Füßle fascht verrenke,
so graziös, daß d'gschmisse bisch.
Doch wenn se so hoch trägt's Köpfler,
on isch halt no so graziös.
So bleibt's halt ewe doch mei Schätzle
On isch doch blöß a Polissös.*

Die Lehrlinge (Auszubildende) ■

Die Goldschmiedelehrlinge absolvierten in den Betrieben bis in die 1930er-Jahre eine 6-jährige Ausbildung, die danach auf 4 und letztlich auf 3 Jahre verkürzt wurde.¹⁶ Dort erlernten sie die handwerklichen Fertigkeiten, die für die verschiedenen Arbeitsprozesse notwendig waren. Das mehr theoretische Wissen über die Werkstoffe und die Prozessabläufe wurde ihnen in der Goldschmiedeschule beigebracht, die eigens für die Bedürfnisse der Schmuckindustrie konzipiert wurde. Gegen Ende ihrer Lehrzeit wurden sie entsprechend ihrer Eignung in die industrielle Fertigung eingegliedert und stellten so für die Unternehmer billige Arbeitskräfte dar.

Für begabte Lehrlinge ergab sich nach dem erfolgreichen Abschluss der Goldschmiedeschule die Möglichkeit, sich auf der Kunstgewerbeschule weiterzubilden und die verschiedenen Zeichentechniken und auch Kunstgeschichtliches zu erlernen. Absolventen dieser Schule waren prädestiniert, als Zeichner für die Gestaltung der Schmuckstücke oder als Kabinettmeister für die organisatorische Abwicklung eine gehobene Anstellung zu finden.

Die Heimarbeit ■

Eng verknüpft mit dem Pendlerwesen war auch die Heimarbeit in Pforzheim und den umliegenden Gemeinden, die in der Zeit zwischen

den Weltkriegen ein weiteres strukturelles Merkmal der Schmuckindustrie darstellt. Der Ausbau der Heimarbeit und dadurch eine Abschwächung der Pendlerbewegung ermöglicht ein typisches Kennzeichen der Schmuckindustrie, nämlich die Herstellung kleiner, handlicher Produkte.¹⁷ Zudem ermöglicht die Heimarbeit dem Fabrikhaber, konjunkturelle Schwankungen auszugleichen. So konnten bei schlechter Auftragslage Arbeiten, für die sich die Anstellung einer zusätzlichen Fachkraft nicht lohnte, nach außen vergeben werden. Gerade für kleinere Schmuckbetriebe bot sich so die Möglichkeit, durch hohe Flexibilität gegen größere Wettbewerber bestehen zu können.¹⁸ Allerdings musste zwischen dem Unternehmer und dem Heimarbeiter ein großes Vertrauensverhältnis bestehen, da die zu verarbeitenden Rohstoffe, meist Edelmetalle, aber auch die bei ihrer Weiterverarbeitung entstehenden Abfälle sehr wertvoll waren. Im Jahre 1942 wurden ca. 5000 Heimarbeiter registriert.¹⁹

Wege zur Firmengründung ■

Das handwerkliche Geschick und die genaue Kenntnis der Produktionsabläufe führten bei



Goldschmiedebrett (Heimatmuseum Kämpfelbach, Foto: B. Wörle)

manchen Bijouterie-Facharbeitern zur Gründung eines eigenen Unternehmens. Ihr technisches Know-how, das sie durch eine langjährige Tätigkeit erworben haben, ließen sie den Sprung ins Unternehmertum wagen. Allerdings fehlten ihnen oftmals das kaufmännische Wissen und die Kenntnis über die Finanzen, um konjunkturelle Flauten weitgehend schadenfrei zu überstehen. Vielfach schlossen sie sich mit einem Kaufmann zusammen, der die innerbetriebliche Organisation übernahm und darüber hinaus auch mit den Mechanismen der Märkte vertraut war. Weiterhin besaß er gute Kontakte zu den Kunden, den Lieferanten und den Geldgebern. Häufig verfügte er über gute Fremdsprachenkenntnisse, die ihm bei Besuchen von Kunden in Europa und Übersee oder auf Messen und Ausstellungen nützlich waren und er so mit neuen Aufträgen nach Hause kommen konnte.

Für die Unternehmensgründung bedurfte es einer relativ geringen Kapitalzufuhr. Zur Grundausrüstung genügten meist ein Goldschmiedebrett, verschiedene Werkzeuge und ein kleiner Raum. So konnte der »Dachstübel-fabrikant«, auch »Kramponer«²⁰ genannt, mit seiner Arbeit beginnen.

Der Rohstoff Gold

Als Rohstoff für die Fertigung von Schmuckstücken diente vor allem das Edelmetall Gold, in geringerem Umfang auch Silber.²¹ Andere Edelmetalle, wie die Metalle der Platingruppe, finden in der Produktion von Schmuckwaren kaum Verwendung, es sei denn bei entsprechenden Modetrends.

Gold ist das beständigste aller Edelmetalle. Es bildet bei Einwirkung einer korrosiven Umweltatmosphäre keine Oxid- oder Fremdschichten auf der Oberfläche und behält so

den ursprünglichen Goldglanz bei. Da reines Gold sehr weich und damit wenig abriebfest ist, eignet es sich nicht für die Verwendung als Schmuckstück. Für die Herstellung von Schmuckwaren werden vornehmlich schmelztechnisch erzeugte Goldlegierungen eingesetzt. Die Legierungspartner bestehen aus Edelmetallen, wie Palladium oder Silber, oder aus Unedelmetallen, wie Kupfer oder Nickel. Die Legierungszusätze erhöhen u. a. die mechanische Festigkeit und die Härte und begünstigen so die Verarbeitbarkeit. Häufig eingesetzt werden Goldlegierungen mit einem Feingehalt von 14 oder 18 Karat, was einem Gewichtsanteil von 585/000 (Tausendteile) bzw. 750/000 entspricht. Je höher der Goldanteil ist, umso edler und wertvoller ist das daraus gefertigte Schmuckstück. Mit der Wahl der Legierungspartner lassen sich unterschiedliche Farbschattierungen erzeugen, die dem jeweiligen Modetrend angepasst sind. Die gebräuchlichen Farbnuancen sind Rotgold, mit Legierungszusätzen aus Kupfer und geringen Anteilen von Silber, Gelbgold mit Silber und Kupfer sowie Weißgold mit Palladium und Nickel.

Die Schmuckindustrie in der Nachkriegszeit

Am 23. Februar 1945 wurde bei einem britischen Luftangriff Pforzheim in Schutt und Asche gelegt. Etwa 80 % des Stadtgebietes wurde zerstört, darunter auch die meisten Schmuckbetriebe. Nach Kriegsende machten sich die verfügbaren Arbeitskräfte an den Wiederaufbau der Schmuckbetriebe. Weitere neugegründete Betriebe kamen dazu. Dies führte in den 60er-Jahren zu einer erneuten Blüte der Schmuckindustrie.

Die verbesserte Infrastruktur im Bahn- und Busverkehr war in den 1950er-Jahren für die



Rassler-Skulptur von Prof. Fritz Theilmann
(Foto: B. Wörle)

Pendler ein willkommener Anlass, den erforderlichen Zeitaufwand für ihren täglichen Weg zur Arbeitsstätte deutlich abzukürzen. Infolgedessen nahm die Rasslerbewegung ab und kam bald danach zum Erliegen. Mit dem allmählichen Verschwinden der Rassler endete eine wichtige Epoche in der Pforzheimer Schmuckindustrie. Die Rassler trugen dazu bei, dass aus der badischen Provinzstadt Pforzheim die Goldstadt mit Weltruhm wurde.

Ihnen zu Ehren wurde 1982 in Pforzheim ein in Bronze gegossenes Denkmal gewidmet, das unweit vom Zentrum der Stadt zu bewundern ist. Der Künstler Prof. Fritz Theilmann stellt eine Rasslergruppe aus Kieselbronn, einer Nachbargemeinde von Pforzheim, dar.

Anmerkungen

- 1 Renate Schostak: In: B. Rudin (Hrsg.): Zwischen Acker und Werkbrett – Pforzheims ländliche Schmuckwarenarbeiter von einst. Pforzheim 1982, S. 10 f.
- 2 Wolfgang Pieper: Geschichte der Pforzheimer Schmuckindustrie. Casimir Katz Verlag, Gernsbach 1989, S. 65.
- 3 Kurt Jourdan: Auslese und Anpassung der Pforzheimer Bijouteriearbeiter. Pforzheim 1916, S. 99.
- 4 Friedrich Holtzmann: Die Pforzheimer Schmuckwarenindustrie im Lichte der Sozialhygiene. Karlsruhe 1925, S. 20.
- 5 Wolfgang Pieper: Arbeitnehmer. In: Die Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie. Beiträge

zur wirtschaftlichen Geschichte der Stadt Pforzheim. Pforzheim 1967, S. 215 ff.

- 5 Vgl. Jourdan, S. 47.
- 6 Bärbel Rudin (Hrsg.): Die Rassler. Pforzheim 1982, S. 80.
- 7 Walter Eise: Die Schmuckwarenindustrie von Pforzheim und Gablonz a. d. Neiße in ihrem wirtschaftlichen Aufbau. Diss. Heidelberg 1933, S. 36 f.
- 8 Vgl. Großherzogliche Badische Fabrikinspektion. S. 65.
- 9 Vgl. Jourdan, S. 47.
- 10 W. G. Simon: Die Erhaltung und Erziehung des Pforzheimer Bijouteriearbeiterstammes. Diss. Köln 1926, S.30.
- 11 Double: ein durch Aufschweißen (Warmpressschweißen) oder -walzen (Walzplattieren) hergestellter Zweischichtwerkstoff, wobei die Oberseite aus Gold und die Unterseite aus Silber oder einem Unedelmetall z. B. »Tompak«, einer Kupfer-Zink-Legierung mit 85 Gew.-% Kupfer und 15 Gew.-% Zink, besteht. Dabei entsteht in der Berührungsfläche der beiden Werkstoffe eine unlösbare, stoffschlüssige Verbindung.
- 12 Vgl. Pieper: Pforzheimer Schmuckindustrie. Pforzheim 1989, S. 247 ff.
- 13 Arbeitgeberverband, Jg 1928, S. 115.
- 14 Arbeitgeberverband, Jg 1933, S. 76.
- 15 Pforzheimer Anzeiger: Der beste Goldschmiedewitz. Pforzheim 1936, S. 28.
- 16 Aloys Stolz: Geschichte der Stadt Pforzheim. Pforzheim 1901, S. 250.
- 17 Deutscher Metallarbeiterverband (Hrsg.): Die Heimarbeit in der Eisen- und Metallindustrie. Stuttgart 1926, S. 50.
- 18 Vgl. Enquete, S. 73.
- 19 Vgl. GLA: 237/28813.
- 20 Julius Wernsdorf: Das kapitalistische Konzentrationsgesetz in der Pforzheimer Bijouterieindustrie. Diss. Freiburg 1899, S. 76 f.
- 21 Vgl. Eise, S. 13.



Anschrift des Autors:
Dr. Eduard Vinaricky
Walther-Rathenau-Straße 35
75180 Pforzheim
dreduard.vinaricky@nexgo.de